

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

2.10.1921 (No. 40)

Die
Pyramide
Wochenschrift
zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 40  2. Okt. 1921

Sans Thoma
zum 82. Geburtstag

Seit wissen Sonne / Wald und Bach
Die Blumen bunt / die Fenster gold
Daß Meister Sans Geburtstag hat /
Kinderlein singt!

Gesegnet sei ihm und geweiht
Sein Leib und Leben
Haupt und Hand
Denn zweiundachtzig Engelein
Umtanzen seinen Stern!

Ein Knabe reitet auf weißem Rosß
Dem weht unter Rosen das goldene Haar
Er bläst das alte Wunderhorn /
Das hören wir noch im Traum.

Kurt Karl Eberlein

Otto Kienfcherf / Kulturwochen.

Es ist zweifellos ein Vorgang von tiefer Bedeutung, daß fast unmittelbar nach dem Niederbruch des Vaterlandes und angesichts der sich für die Volksgemeinschaft dadurch eröffnenden, schier verzweifeltsten Zukunftslage ein gesteigertes Bedürfnis nach solchen Gütern des Lebens wach wurde, die ihrer Herkunft und dem Kerne ihres Wesens nach einer Innenwelt angehören, von wo aus sie ihre formenden Kräfte in die äußere Welt der Erscheinung ausstrahlen. Nach einer Epoche materiellsten Daseinsgenusses, während welcher auch die Pflege der geistigen Besitztümer immer mehr zu einer dekorativen Angelegenheit, zu einer Sache schicklicher Repräsentation, zu einem Bemühen um die würdige Fassade auszuarten drohte, nach dieser Epoche der Eitelkeit, auf deren Trümmern wir stehen, meidet sich der lang vernachlässigte Drang nach den edlen, unverfälschten Werten des Geistes und der Seele, fordert Befriedigung und — die rechte Führung. Die Allgemeine Sehnsucht, für den Verlust äußerer Daseinsgüter Ersatz in edleren Freuden zu finden, kann nur zu leicht in die Irre gehen und auf Abwege geraten, wird er nicht heizzeiten in die rechte Bahn gelenkt. Daß diese Gefahr bereits in bedrohliche Nähe gerückt ist, davon redet die Tagesgeschichte eine deutliche Sprache. Um sie abzuwenden, werden vielerorten ernstgemeinte Vorkehrungen versucht. Es gilt, der von überall her andrängenden Geschmacksverderbnis zu steuern, der wieder mächtig und mit allen Kniffen einer neuzeitlichen Anrührertechnik arbeitenden Verlockung zum Schund einen Damm zu errichten, den Blick für Pseudokultur zu schärfen, die mit ihren Falskaten auch Mithranische zu täuschen weiß.

Daß eine durchgreifende, organisierte Geschmackspflege mit zu den großen Aufgaben zählt, die heute für die Gesundung der Volksseele und das Freiwerden der noch unerlöst in ihr dämmern Kräfte geleistet werden müssen, ist die Ueberzeugung aller Einsichtigen. Und jede engere Gemeinschaft, die sich ihrer Pflicht zur Mitarbeit am inneren Wiederaufbau bewußt ist, wird nach Maßgabe ihrer besonderen Bedürfnisse und Einflußbedingungen Mittel und Wege zum Ziel finden müssen.

Auch in der Badischen Landeshauptstadt, deren große Tradition dem lebenden Geschlecht eine Verpflichtung bedeutet, wurde diese kulturelle Not der Zeit empfunden und rief den Willen wach, ihr zu begegnen. Man spürt neue Bewegung in den Bezirken ihres alten Ruhms; Forderungen werden erhoben und vollermogen; Meinungen erhitzen sich im Für u. Wider über Grundfähliches und weniger Wesentliches. Man streitet wohl auch, ob aller Aufwand, den man leistet und noch zu leisten vorhat, nicht schmähtlich vertan ist für Dinge, die heute dem überflüssigen Luxus zugerechnet werden sollten, weil schon die banale Notdurft des Alltags nicht befriedigt werden könne und wir uns deshalb auch — und erst recht im Ideellen — zu darben entschließen müßten. Diese Ansicht enthält, wie viele, die dem oberflächlichen Verstande leicht einleuchten, nur eine Scheinwahrheit. Kein Aufwand für das geistige Wohl und Gedeihen des Volks ist vergeudet, und das umso weniger, als es sich um ein Volk handelt, das an leiblichen Gütern verarmt, in der Seele aber voller Verlangen ist, sich nicht auf die Stufe eines dumpfen Stoffwechselfaseins zurückdrängen zu lassen. Man ist leicht bei der Hand, dieses Verlangen nach erhöhten Lebensformen skeptisch als leichtfertige Genußsucht, als

verdammenswerte Gier nach leerer Zerstreuung, als erschreckende Verständnislosigkeit für den Ernst unserer Lage zu brandmarken. Aber bleibt man mit dieser bequemen Deutung nicht doch vielleicht ein wenig zu sehr an der Außenseite eines im Grunde gar nicht so einfachen psychischen Phänomens haften? — Auch was sich in den Erscheinungsformen eines sinnlosen Taumels, eines zügellosen Dranges zu zweifelhaften Zerstörungen äußert, muß nicht unbedingt einem in der Wurzel verderbten Wesen entspringen. Es mag sein, daß auch dieses mit all seinen krankhaften und krampfhast verzerrten Merkmalen dem menschlichen Urtrieb nach Erhöhung entspringt und nur in der Fiebertemperatur einer schweren organischen Krise die Richtung nach oben verlor, sich in die Niederungen untermenschlicher Triebe verirrt. Darum ist allerdings größte Wachsamkeit aller am Platze, auf denen die Verantwortung der Führung ruht. Und wie ein vernünftiges Heilverfahren nie darauf verzichtet wird, vor allem die im erkrankten Körper vorhandenen Selbstschußkräfte zu stärken und zu gesteigerter Reaktion zu bringen, so führen auch aus kulturellen Krisen keine Mittel zur Ueberwindung der Gefahr, als solche, die den immanenten Schutzvorrichtungen den Weg zur weitreichenden Auswirkung öffnen. Mithin verspricht kein Eingriff, und sei er von der idealsten Absicht geleitet, wirklichen Erfolg, der nur unterdrücken, nur absperren will und nicht auch zu allererst anzuknüpfen, bestehende Bedürfnisse klug zu benutzen, auf sie einzugehen weiß, — nicht um ihnen nachzugeben, sondern um sie durch methodische Erziehung in sorgsamem Uebergangsverfahren allmählich zu veredeln. —

Ob es den freilich auch realeren Absichten von Veranstaltungen, wie den jetzt überall in Aufnahme kommenden „Kulturwochen“, immer entspricht, daß man sie unter so hohen Gesichtspunkten betrachtet und empfindet, könnte dem, der gern zuerst nach den nüchtern-sachlichen, den „geschäftlichen“ Beweggründen fragt, vielleicht zweifelhaft erscheinen. Es gibt aber bekanntlich nichts in der Welt, das nicht mindestens aus zweifachen, sich scheinbar einander ausschließenden Motiven, entstanden erklärt werden könnte. Wo immer ein reinliches Streben nach realem Vorteil und ideale Zwecke gemeinsam den Willen bestimmen, wird die Skepsis der Sachlichkeitsfanatiker sich beruhigen und einräumen dürfen, daß auf dem Gebiet praktischer Verwirklichungen das reine Gold eines erhabenen Zweckes ohne die Mischung mit den härteren Elementen profaner Nützlichkeiten meist nur geringen Verwendungswert hat. Wo auf eine Wirkung in die Breite und Tiefe nicht verzichtet werden soll, da gewinnt der Gedanke Daseinsrecht, durch festlich erhöhte Veranstaltungen die gesteigerte Aufmerksamkeit der Menge auf die am allgemeinen Kulturgut schaffenden Kräfte zu lenken und diesen mit der dadurch erzwungenen Anteilnahme großer Volksteile die anspornenden und befruchtenden Einflüsse zuzuführen.

So betrachtet, erscheinen die jährlich wiederkehrenden Kulturwochen in dem ihrer Bedeutung gemäßen Licht. Der Erfolg kulturellen Schaffens setzt kulturelle Empfänglichkeit voraus, diese aber den Glauben an die Möglichkeit kultureller Arbeit am Ganzen des Volks.

Kulturwochen sind der Ausdruck des Glaubens an diese Möglichkeit. Möge er nicht trügen.

D. Schmitz / Die Lutherhandschrift

der Stadtgeschichtlichen Sammlungen zu Baden-Baden.

Die Notiz des „Karlsruher Tagblatts“ (Nr. 214 v. 5. August 1921) über die Entdeckung von Lutherhandschriften in London hat ohne Zweifel bei vielen Lesern lebhaftes Interesse gefunden. Hoffen wir, daß die eingeleitete fachwissenschaftliche Prüfung die Echtheit der Stücke ergibt.

Wenig bekannt ist es, daß die Stadtgeschichtlichen Sammlungen der Stadt Baden-Baden eine Lutherhandschrift besitzen, die bisher so gut wie unbekannt und noch nicht veröffentlicht war. Es dürfte daher eine Wiedergabe der Mitteilungen nicht unwillkommen sein, die kürzlich das „Badeblatt“ (Baden-Baden, 11. und 13. August 1921, Nr. 198 und 200) über den Wortlaut dieser Handschrift und über die näheren Umstände ihres Erwerbs durch die Stadt veröffentlicht hat. Eine weitere Verbreitung dieser Mitteilungen ist auch deswegen erwünscht, weil sie möglicherweise Anhaltspunkte für die bisher noch unbekannteren Schicksale der Urkunde zu Tage fördern.

Die Stadtgeschichtlichen Sammlungen in Baden-Baden besitzen seit längerer Zeit eine kleine Autographensammlung, die aus Mangel an Raum bisher nicht ausgestellt werden konnte. Ende 1919 wurde sie neu geordnet. Dabei fiel auf, daß sie eine anscheinend noch unbekanntere Lutherhandschrift enthielt. Eine

wissenschaftliche Untersuchung dieses interessanten Dokuments war geboten, vor allem galt es, seine Echtheit durch sachmännliche Prüfung festzustellen.

Dazu erschien Niemand berufener als der bekannte Lutherforscher Superintendent D. Dr. Buchwald in Rochlitz b. Leipzig, der sich dieser Aufgabe bereitwilligst unterzog mit dem erfreulichen Ergebnis, daß er die Schrift als „unzweifelhaft echt“ bezeichnen konnte. Das war um so wertvoller, als zugleich feststand, daß es sich um eine bisher unbekannt, noch nicht veröffentlichte Schrift Luthers handelt. Es war mithin ihre erste Veröffentlichung, die G. Buchwald kürzlich im neuesten Heft des „Archivs für Reformationsgeschichte“ (18. Jahrgang 1921, Heft 1/2) mit Zustimmung der Stadtgemeinde Baden-Baden als Eigentümerin des Originals veranlaßt und mit fachwissenschaftlichen Erläuterungen eingeleitet hat. Eine weitere interessante Besprechung und teilweise Veröffentlichung erfolgte im „Evangel. Gemeindeblatt“ Nr. 6 vom 15. Juni 1921.

Bevor wir die kulturgeschichtlich wie fachwissenschaftlich wertvolle Handschrift näher beschreiben und ihren Wortlaut wiedergeben, dürfte eine Darlegung ihrer uns leider nur zum kleinen Teil bekannten Vorgeschichte von einigem auch ortsgeschichtlichem Interesse sein.

Die Handschrift gelangte im Jahr 1895 aus dem Nachlasse des Musikdirektors Pechatsched in den Besitz der Stadt, und zwar auf folgende Weise:

Am 13. Dezember 1893 verstarb zu Baden-Baden in seiner sehr bescheidenen Wohnung in der Wirtschaft zum „Karls Hof“ (Annabergstraße Nr. 3) im Alter von 73 Jahren der Musikdirektor a. D. Franz Willibald Schmidt gen. Pechatsched. Er war geboren in Wien am 1. April 1820 als Sohn der Maria Anna Schmidt, welche sich 1823 daselbst mit dem Tonkünstler Franz Pechatsched verheiratete. Franz Willibald Schmidt war also von Geburt Oesterreicher. Vor seiner Verheiratung mit Wwe. Bartels, Maria geb. Garenfeld, erwarb er die preussische Staatsangehörigkeit, etwas später nahm er den Namen Pechatsched an. Er ließ sich anfangs der 70er Jahre in Baden-Baden nieder, wo er in seinem Berufe als Musiker tätig war. So leitete er z. B. am 26. Dezember 1876 in einem Konzert der Liedertafel „Aurelia“ im Restaurationskaale des Konversationshauses die Aufführung eines Auszugs aus der Mehulischen Oper „Joseph und seine Brüder“ und wurde zum Ehrenmitglied, im Jahre 1878 auch zum Vizedirigenten der „Aurelia“ ernannt.

Bei seinem Tode, 1893, hinterließ Pechatsched weder ein Testament, noch erberechtigte Verwandte. Der Nachlaß wurde verfieltelt und am 3. März 1894 notariell aufgenommen. In der Niederschrift heißt es:

„Außerdem fanden sich vor . . . ein angebliches Autograf des Dr. Martin Luther . . . Man hat hiernach . . . die angebliche Handschrift des Martin Luther in einem Buchbedel eingelegt und darüber ein amtliches Siegel angebracht . . . Das Paket wurde Herrn Waisenrichter L. in Verwahr gegeben.“

Am 20. März 1894 wurde der übrige Nachlaß an Fahrnisse öffentlich versteigert. Kurz vorher war die Verwaltung der Stadt. Sammlungen auf die Lutherhandschrift aufmerksam geworden. Stadtrat Stanislaus Rah, damals Mitglied der Sammlungen-Kommission, später Konservator der Sammlungen, hatte die Handschrift bei den Nachlassachen angesehen und ihren Erwerb für die Sammlungen in Aussicht genommen.

Durch Beschluß des Amtsgerichts Baden vom 5. Mai 1894 wurde der Nachlaß als „ledig“ (erblos) erklärt und mit Schreiben vom 5. November und 10. Dezember 1894 der Generalstaatskasse in Karlsruhe überwiesen. Diese schrieb am 24. Dezember 1894 an den Erbpfleger L., der noch im Besitze des verfieltelten Umschlages war:

„Was den verfieltelten Umschlag und eine Kiste mit Briefen betrifft, so steht dem Notar Gehalt zu, hierüber Bestimmung zu treffen.“

Am 14. Juli 1895 stellte der Vorsitzende der Stadt. Sammlungen-Kommission, v. Voemhle, an die Generalstaatskasse in Karlsruhe den schriftlichen Antrag, den verfieltelten Umschlag den Sammlungen als stadthistorisches Material zu überweisen. Er habe diesen bei der Versteigerung des Nachlasses für die Sammlungen erwerben wollen, er sei aber von der Versteigerung zurückgezogen worden. Am 15. Juli 1895 gab die Generalstaatskasse diesen Antrag zur Erledigung an den Notar Gehalt mit dem Bemerkten, daß es diesem anstehende, über die Sachen Bestimmung zu treffen.

In notarieller Verhandlung vom 30. Juli 1895 legte sodann der Erbpfleger L. das ihm in der Verhandlung vom 3. März 1894 übergebene verfieltelte Paket vor, an dem der Stiegelverfieltel unversehrt gefunden und abgenommen wurde. Der Inhalt des Pakets wurde dem mitanweisenden Stadtrat v. Voemhle für die Stadt. Sammlungen übergeben. Noch an demselben Tage wurde der kostbare Erwerb in das Eingangsbuch der Sammlungen eingetragen.

So hat sich der Uebergang der Handschrift in das Eigentum der Stadtgemeinde auf dem zwar recht umständlichen aber nicht ungewöhnlichen Wege der Verwertung eines erblosen Nachlasses vollzogen. Wenn es nun auch mit Befriedigung verzeichnet werden darf, daß ein lanojähriger und in seinem Beruf hochgeschätzter Bürger unserer Stadt der Vorbesitzer war, so wäre es doch von weit höherem Interesse, zu wissen, wie Pechatsched selbst in den Besitz dieses auch damals natürlich schon seltenen Stückes gelangt ist. Leider hat sich darüber bisher nicht das Geringste ermitteln lassen. Es wäre erfreulich, wenn die Veröffentlichung der vorstehenden Tatsachen dazu beitragen, die noch unbekannteren früheren Schicksale unseres Dokuments ans Tageslicht zu bringen.

Unsere Lutherhandschrift besteht aus zwei Blättern in Altensformat (21 : 31,4 Zentimeter). Das stark veraltete, an den Rändern und Knickstellen leicht beschädigte Papier hat als Wasserzeichen eine Schlange. Auf den zwei Blättern sind drei Seiten eng beschrieben mit den bekannten Schriftzügen Luthers, deren Entzifferung dank ihrer bewunderungswerten Gleichmäßigkeit auch dem Ungeübten nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten bald gelangt. Am Text und auf dem schmalen Rande finden sich ziemlich zahlreiche Durchstreichungen und Zusätze.

Was nun den Inhalt der Urkunde angeht, so handelt es sich, wie Buchwald in seiner Veröffentlichung im „Archiv für Reformatiengeschichte“ bestätigt, um eine Vorarbeit Luthers zu einer seiner Streitschriften über das Wesen des Abendmahls („Daß diese Worte Christi, Das ist mein Leib“ noch fest stehen“), die 1527 im Druck erschien, und zwar insbesondere um eine Auseinandersetzung mit seinen Gegnern, Desolampadius und dessen Freunden, wegen der Auslegung von drei Aussprüchen des Kirchenvaters Irenäus über die Natur des Abendmahls.

Nur teilweise hat Luther diese in seiner bekannten fast leidenschaftlichen Art gehaltenen Ausführungen in die endgültige Fassung seiner Streitschrift übernommen. So gewährt uns die Niederschrift zugleich einen interessanten Einblick in die Werkstatt seines literarischen Schaffens.

Wir lassen nun den Inhalt der Handschrift im Wortlaut folgen:

Drey sprüche stehen ym Irenäo, welche vom Sacrament lauten. Der Erst lib 4 cap. 32, laut also: Unser Herr da er seinen jungern¹⁾ radgab, das sie von seinen creaturn solten erstlinge Gott opffern (nicht als durfft²⁾ ers sondern auff das sie nicht unfruchtbar noch undandbar weren) Nam er das Brod welches eine creatur ist, und danck³⁾ und sprach, das ist mein Leib. Desselbigen gleichen den fesch, welcher auch ist eine creatur uniers dinges bekandte er das sein blut sey und lerete damit eine new opffer ym neuen testa ment, Welchs die Christenheit von den Aposteln angenommen hat, und opffert ynn der ganzen welt, Gott, der uns neeret, die erstlin ge yhrer gaben.

Dieser spruch laut auff⁴⁾ als sey die Messe ein papisten opffer das lassen wir gleuben wer do will. Wir gleubens nicht, und halten das⁵⁾ Irenäus meynung sey, das brod und wein welche Christus ynn sein fleisch und blut segenet, werde Gott also geopfert Nicht das ers bedurfft odder wir damit vergebung der sunden erlangen solten, wie die Papisten yhre messe opffern, denn Irenäus streit an dem selbigen ort hart, das gott nichts gebiete odder fodder von uns, als bedurffe ers, sondern umb unser willen, das wir solten uns danckbar und fruchtbar jeweisen wie seine eigen wort auch ynn diesem spruch da stehen. Nicht als durfft ers, sondern das sie nicht undandbar noch unfruchtbar seyen, weil denn seine eigen wort stehen, müssen wir den spruch auch nach den selbigen seinen worten und nicht nach unsern gedanken richten, Das opffern bey ihm nicht anders sein kan denn Gott dancken durch das sacrament brods und weins welches doch Christus Leib und blut ist, Denn er spricht, man opffere odder dancke damit dem Gott der uns neeret, das ist, brod und wein ist unser speise von gott geben drum opffert man es ym sacrament zu dancken unserm Gott der uns neeret, Wenn die Papisten auff die weise das opffer liegen bleiben, das es nur zu dancken, geische, so hette es nicht haddet. Aber nu machen sie ein solch werck draus damit sie gott versunen⁶⁾ und den hymel verdienen und andern erwerben.

Item zum andern laut er, als sey das sacrament eitel brod und wein weil er spricht, Christus habe die Jungern gelert von den creaturn opffern und das brod und der fesch seyen Creaturn. Aber hie ist aber mal seinen eigen worten zu folgen, da er spricht, das Christus habe das brod, welches eine Creatur ist nach dem er gedanckt hat dasselbige brod, seinen Leib genennet, und den selbigen fesch sein blut bekennet. Denn da stehen aber mal seine wort durr und klerlich. Calicem similtter sanguinem suum confessus est, Et Gratias agit dicens, hoc est meum corpus⁷⁾ Denn wir leucken⁸⁾ nicht, das brod und wein ym sacrament Creatur sind, aber gleichwol der Leib und blut Christi, wie Irenäus hie auch sagt. Diesen spruch wird niemand anders mügen⁹⁾ deuten und ist der schwermergeister glosen nichts¹⁰⁾ Denn er ist zu klar.

Der ander spruch lib 4 cap. 34

„Wie wollen sie wissen, das, das brod, darüber man danck, yhres herrn Leib sey und der fesch sein blut wenn sie nicht bekennen das er sey der son des schepfers der welt?“ Dieser spruch ist seer stark und fest, Das ym sacrament Christus Leib und blut sey Denn er spricht Wenn die kehler Christum nicht lassen Gotts son und unsern herrn sein, so kennen sie viel weniger gleuben¹¹⁾ das das brod und fesch sein Leib und blut sey, also sey solchs von Christo geordnet und von den kchern gehalten und sie doch Christum nicht lassen herrn noch Gotts son sein.

¹⁾ Jüngern.

²⁾ bedürfte.

³⁾ danckte.

⁴⁾ lautet zunächst so.

⁵⁾ halten dafür.

⁶⁾ versöhnen.

⁷⁾ „Ebenso bekannte er, daß der fesch sein Blut sei, Und er danckte und sprach: Das ist mein Leib“.

⁸⁾ leugnen.

⁹⁾ mögen.

¹⁰⁾ d. h.: die Auslegung der Gegner ist wertlos.

¹¹⁾ können — glauben.

Item „Gleich wie das brod von der erden, wenn es überkommt das nennen von Gott,¹⁷⁾ so ist nicht mehr schlecht brod, sondern sacrament welches steht ynn zweyen dingen, einem irdischen und einem hymmlischen Also auch wenn unser leibe das sacrament empfangen sind sie alsdenn nicht mehr verweslich weil sie die hoffnung der auferstehung haben.“ Die spricht er, wenn Got das yr duffche brod nennet odder namen gibt, ist nicht mehr schlecht brod, wo „nennet“ ers aber? Da er spricht, Das ist mein leib, da nennet ers seinen leib Item das Sacrament bestehet ynn zwey dingen irdischem und hymmlischen. Decolampadius deutet das also Die zwey ding sind brod und wort. Aber man heißt nicht verbum res¹⁸⁾ Ireneus spricht aber, duabus rebus constat Eucharistia, Und Eucharistia constans illis duabus rebus fit vocatione dei verbo, ut verbum fit efficiens Eucha ristiam constantem duabus rebus celesti & terrena.¹⁹⁾ Der spruch steht auch gewaltig, Item am selbigen ort, spricht Ireneus „Wie sagen sie, das, das fleisch müsse vergehen, und muge das leben nicht bekommen, So es doch vom leibe und blut des Herrn gespeiset wird.“ Da siehestu²⁰⁾ das ym sacrament Christus leib und blut ist, weil unser fleisch vom leib und blut Christi geneert wird, Das ist noch mehr gesagt, denn das wir leiblich Christus leib und blut ym sacrament essen und trinken Die leger hielten, das alleine die seele selig wurde der leib müste vergehen, daraufft sagt Ireneus, wie sollt der leib nicht auch selig werden, geneuert er doch hie auf erden einer ewigen lebendigen speise, das ist des leibs und bluts Christi?

Der dritte spruch Sib. 5. cap. 5.

Gleich wie er auch den ketch (welcher ein creatur ist) bekennet, das sein leib ist, durch welchen er unser leibe stercket, Wenn nu der eingeshende ketch, und das gemachte brod gotts wort bekomet so wirds das sacrament des leibs und bluts Christi Durch welche unsers leibs natur zu nympt²¹⁾ und erhalten wird

¹⁷⁾ wenn es Gottes Wort empfangen hat.

¹⁸⁾ d. h. das Wort (verbum) ist kein „Ding“ (res).

¹⁹⁾ Aus zwei Dingen bestehet das Sacrament . . . das Sacrament aus jenen beiden Dingen bestehend, wird Sacrament durch Gottes Ruf, durch das Wort, so daß das Wort, das aus zwei Dingen, dem himmlischen und dem irdischen bestehende Sacrament wirkt.

²⁰⁾ siehst Du.

²¹⁾ zunimmt.

Wie thuren sie denn leucken,²²⁾ das der leib nicht sollte fertig sein der gaben Gotts, welche ist das ewige leben, so er doch vom leibe und blut Christi gemeeret wird und sein geliebt ist.

Sie sagt er ja auch durre eraus, Das unser leib gemeestet wird, durch den leib- und blut Christi, ym sacrament empfangen, Welchs doch gar ein ungehorte²³⁾ rede ist Zu unsern Zeiten, Ja auch Zu Augustins Zeiten welcher spricht, Es sey eine speise nicht für den bauch, sondern für die seele, Aber Gott hatt wollen Ireneum und seins gleichen so grob davon reden lassen, auff das die zukünftig leger müsten greiffen, wie die veter haben gewis gehalten, Das Christus leib und blut leiblich wurde genommen ym sacrament, Denn freylich der leib und blut Christi nicht verdawet wird ym bauch noch den leib mestet, Aber gleich wol spricht Ireneus, das das brod welchs eine Creatur ist und durchs wort gotts Christus leib wird unser narung sey und So wird der leib damit gespeiset, nicht allein mit dem brod natur lich, sondern auch mit dem leibe Christi geistlich, also, das unser leib solle unsterblich sein und werden, umb des unsterblichen leibs Christi willen, den er Zu sich nympt und sampt dem brod isset, Das ist Ireneus meynunge, das geben seine wort gewaltiglich.

Hierumb²⁴⁾ können und sollen uns die wort Ireneus nicht yren, da er den ketch und brod Creatur nennet. Denn er unterscheidet brod und ketch, wenn sie on²⁵⁾ Gotts wort sind, und wenn Gotts wort dazu kompt Du Gotts wort ist schlecht brod, Aber durch Gotts wort, wirds Christus leib, Er gibt Gotts wort die allmechtigkeit (wie billich) den Genn primo alle ding von yhu selbs nichts waren²⁶⁾ Als aber Gotts wort dazu kam und sprach, Es sey liecht etc. da war es so bald liecht, wie das wort laut, Also sie auch, ehe denn Gotts wort da ist, so ist schlecht brod, Aber wenn das wort Gotts dazu kompt und spricht, das ist mein leib, so ist also bald sein leib, denn solch wort ist nicht unser wort, das wir sprechen, sondern Gotts wort, und Gott spricht durch uns, Denn wir habens nicht erdacht noch erfunden, sondern ist uns von yhm befohlen.

²²⁾ dürfen sie . . . leugnen.

²³⁾ unerhörte.

²⁴⁾ beswegen.

²⁵⁾ ohne.

²⁶⁾ Denn so heißt es im 1. Buch Moses — alle Dinge waren nichts aus sich selbst.

Margarete Wirnser / Badischer Herbst.

Lüthelachseuer.

Der Abenddämmerzug nach Frankfurt war an dem kleinen Bahnhofsgelände vorbeigefahren. Seine roten Lichter sah man noch ein paar Augenblicke lang durch die Nacht flimmern, bis sie wie rote Korallen im Meer des Herstdunkels versanken. Nachzogen ging die Schranke am Uebergang wieder in die Höhe. Ein paar Leute gingen hastig über die Schienen und verschwanden wieder im Dunkel der Nacht. Das kurze Aufschluchzen einer Frau drang zum Bahnhofsgelände herüber — dann hörte man nur wieder das eintönige Getrapp von verben Schuhen.

Im Dorfe herrscht trotz der späten Abendstunde große Aufregung. Man steht in erregten Gruppen zusammen. Es war ein böser Sonntag gewesen, so erzählt die Wirtin der bestbesuchtesten Herberge. Das Pfälzergemüt kann nun eben nicht ruhig bleiben, und wenn es vom neuen Wein erhitet ist, hilft kein Zureden mehr. Ja, wenn die leidige Politik nicht wäre! — Aber es ist, als ob aus dem Grunde jedes Glases der Kopf Bismarcks oder Erzbergers herauschante! Sie fangen an zu schelten, zu schreien, zu schlagen!

Da sitzt ein Stiller unter den Lauten. Sein Wein hat ihn herrlich gemundet, aber er ist kein Krakehler. Sein politisches Glaubensbekenntnis läßt er sich nicht abfragen — er gehört keiner Partei an. Er macht nicht mit bei der Wortschlacht der guten Spiessbürger.

Sie werden aufmerksam auf ihn. Sie flücheln. Er läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Sie sagen ihm offen, er sei ein Vaterlandsverräter. Er hält es nicht der Mühe wert, ihnen zu entgegnen. Sie dringen auf ihn ein. Er wehrt sich. Es gibt eine grobe Schlägerei und der Unschuldige unterliegt. Sie haben ihn schwer verwundet.

Die Gesichter der Täter, die vom Weine gerötet waren, werden plötzlich blaß. Der Herbst hat sein Opfer gefordert! Man trägt den besinnungslosen Mann heim in sein Haus.

Die alte Wirtin seufzt. Sie hat schon viel Glend gesehen, viel Jammer, den der Trunk veranlaßt hat. Sie besitzt viele Weinberge, aber sie haßt den Wein — haßt ihn, weil er Menschen glücklich zerstört.

Affentaler.

Bahnhof Bühl! Das Stationsgebäude macht seine größten Augen, denn selten sah es so reiches Publikum in seinen

Hallen! Dichtes Gedränge, Durcheinander, Heringstonnenmäßiges Nacheinander vorbeikommen! Ein internationales Stimmengewirr! Des Rätsels Lösung ist: Herbst in Affental.

Einige Trupps von Söhnen der grande nation drücken sich mit ihren Dämchen, die auf Stöckeln trippeln und mit Knierücken leicht verschleierte sind, durch die verblüffte deutsche Menge. Sie sind sehr, sehr angeheitert, frech-fröhlich! Trotz der Sanktionen sind sie eben doch nicht auf deutschen Wein geacht. Eh hieu! Umsonst ist man auch nicht von Strassburg herübergefahren und hat in Appenweier über den überfüllten Anschlußzug gesucht. Da kann man sich für die zwei Fränkischen, die der gute deutsche Wein kostete, schon ein wenig dicke machen!

Ein paar starke, ausländische Weinhändler mit schweren, goldenen Uhrketten, schillernden Halsen und dickwattierten Rocktaschen drängen sich zum Schalter. Rücksichtslos zwingen sie sich durch. Sie haben ihren Herbst sicher in der Tasche!

Auf dem Bahnsteig stehen in Gruppen Kurgäste aus Baden-Baden, meist Holländer und Schweizer, die sich brillant vertragen! Selbst in der Hitze des neuen Weines sind sie sich vollkommen einig über Valuta. Diese Dame lieben sie beide mit Zubrust, denn sie ermöglicht ihnen den Aufenthalt im teuren Baden-Baden und einen reichen Tropfen roten Affentalers, so oft sie wollen.

Zwischen diesen Größen drücken sich auch kleinere Existenzen herum. Gute Deutsche, die den diesjährigen Herbst probierten und in seinem süßen Duft die Not der Gegenwart vergessend, den Mut fanden, an eine schönere Zukunft zu glauben.

In dem tollen Herbstgemüth fällt eine Schaar von Jünglingen auf, die um ihren Lehrer gekhart, freudig erregt den Vorgängen auf dem Bahnsteig folgen. Es sind Primaner aus der Residenz, die von einem Tagesausflug nach den Bertelsbachfällen kommend in dies bunte Treiben hineingerieten. Affental und seine Versuchungen umgingen sie in weitem Bogen und verspüren insolge dessen nichts von der Weinseltigkeit dieser großen Schaar. Und doch ist in ihren Augen eine Freude, eine Knabenglückseligkeit, die jedem ins Herz dringt, der einen Blick von ihnen auffängt. Es ist Jugend, die sich eins gefühlt mit den Tannen, mit den stürzenden Wassern dort oben und die Sprache unseres einzig schönen Schwarzwaldes verstanden hat.

Der Zug fährt ein. Man stürzt sich hinein. Man erobert sich mit Hilfe des Ellenbogens einen Platz. Bald ertönt aus dem Wagen der Primaner ein Lied, das zwar nicht die Süße des Affentalers, wohl aber die Schönheit herblicher Wälder besingt.

Durbacher.

Langgestreckt liegt das Dorf Durbach im letzten Licht des ersterbenden Herbsttages. Auf der Straße nach Ebersweier zieht ein Trupp lustiger Burschen, die dem neuen Durbacher zu tief in die Augen geschaut haben. Sie singen Soldatenlieder, wehmütige Melodien.

Das Tal liegt schon fast im Dämmer. Nur die Nebhügel stehen noch im fahlen Lichte der letzten Abendstrahlen. Fast plastisch heben sich die einzelnen Nebbüsche vom dunkleren Dintergrund des Waldes ab und man meint den Wein strahlen zu sehen in tausend üppigen Trauben. Von der Herberge heraus braumelt dumpf das Leben des Sonntags — sonst ist alles herblich still.

Ein leuchtender Atem schafft sich den Hügel hinauf, Schritt um Schritt. Ein schlohweißes Mütterchen ist es, ein Körbchen am Arm. Immer wieder bleibt es stehen und schaut leuchtend zum Gottesacker empor, der sich auf dem Hügel breitet. Wie ein Kind ruht er dort, das vom Bergspiel ermüdet, nicht mehr hinunterkam ins Dorf und niederfaul zu erquickendem Ausruhschlaf. Ueber ihm in der Ferne ballen sich die mächtigen Buchen des Waldes. Die Glocke von Zell-Weierbach schickt eben mit dünnem Stimmlein den Abendgruß über die Wipfel des schon nachtdunklen Waldes.

Das Mütterlein öffnet die quikende Türe zum Gottesacker. Sorgfältig schließt es sie wieder, als sei dieser Totenhain seine Eigenstube, in der es ungestört der Ruhe pflegen möchte. Langsam tappt es durch die Reihen der Gräber, deren Inschriften nun nicht mehr zu lesen sind.

Vor einem Grab an der Mauerseite bleibt es stehen, rückt seine Schürze zurecht, kupt an der Haube, als ob es in Verlegenheit wäre. „Bua,“ bringt es dann holperig über die wulstigen Lippen, „s' ischt wieder d' Blitt!“ Nachdentlich bläkt es dann ins Tal und ein Juden geht über das runzlige Gesichtlein. Sein Seppel liegt da unten, sein einziger Sohn. Im Elserherbst, als alles in goldenem Wein schwamm, haben sie ihn ihr tot ins Haus gebracht. Betrunkene Burschen haben ihn im Streit um ein Maidl gestochen und grad ins Herz getroffen. Es war am gleichen Septembersonntag wie heute — und das Mütterlein kann hienieden nimmer damit fertig werden.

Behutsam nimmt es ein Tüchel vom Körbchen und holt mit zitterigen Fingern zwei goldfarbene Trauben heraus. Es bläkt sich über das Grab und legt sie nieder.

„Hast den Wein vom Goldwingert so gar gern trinken.“ flüstert es und deckt sein Tüchlein wieder sauber aufs Körbchen.

Dann trippelt es mit erlösendem Atemzug wieder zurück durch die Reihen. Fast selig verflärt ist das Gesichtlein ob der großen Arbeit, die es geleistet. Laut schlägt diesmal die Türe ins Schloß. Die Alte hustet ins Taschentuch und humpelt so vor sich hin tiefer und tiefer dem nächtlichen Dorfe zu.

Ortenberger.

Böllerschüsse — Jubelfansaren, reges, buntes Leben! Tausendfaches Echo von den Bergen herüber — eine Freudenantwort von der Brandeck herab!

In den Weinbergen der Ortenau hat der Herbst begonnen. Es ist ein Wald von Neben um das Dorf Ortenberg herum, von den tannenverhangenen Bergwänden herab bis

zur Südspitze des alten Schlosses, das wie ein treuester Ehrenwächter ins Ringtal hinabsalutiert. In einem süßen Dunst von Wein liegt das alte moroduum, einst das festliche Kastell, jetzt um ein Spottgeld zum „chateau“ des französischen Barons von Hirsch geworden. In blauen Herbstschleiern träumt das Tal mit dem Flusse, der sich langsam dem Talende zuwälzt. Grüße schallen herauf. Winzerjubel antwortet. Das Dörflein liegt wie ein leerer Bienenstand im Morgennebel. Wie fleißige Immen hüpfen buntrockige Ortenbergerinnen durch den Morgen, schwere Männertritte stampfen wuchtig zum Werk. Ein emsiges Schaffen beginnt eine Arbeit der Lust, der Freude! Wein! Wein! Der Schatz, der Reichtum der Ortenau! Es füllen sich die Krähen, die Bütten, die Zuber! Der Knecht stampft die süße Schönheit zusammen, daß es hochauspörrt und die Mädchen schreiend davoneilen. Es grühen die blühweißen Kermel aus der dunkeln Tracht, die langen Köpfe fliegen. Sie schaffen! Schaffen das schönste Werk des ganzen Jahres — den Wein! Ihre Hoffnung, ihr Leben, ihr Alles!

Freundfeuer entzünden sie. So wie sie es in kalten Frühlingsnächten taten, um die jungen Keime vor den Umarmungen des Frostes zu schützen. Herbst! sonniger, wonniger Herbst mit all dem Zauber, den der junge Wein um sich erweckt.

Die schweren Wagen ähzen langsam den Berg hinab. Madische werden angelegt, Ketten klirren. Es plätscht, es rauscht in Fässern und Zubern. Die Luft ist schwer vom Dunst des jungen Weins! Frauen eilen zu Tal, den Winzern einen warmen Jubel zu holen. An der Kapelle auf dem Rücken des Schloßberges verlangsam sich ihr Tritt. Andacht tritt in die freudig-erregten Mienen. Am Altar der schmerzhaften Gottesmutter legen sie einen Dank nieder für die Segensfülle des heurigen Herbstes.

Muggener.

Traumelig ist es, unter den Kastanien am kleinen Muggener Kirchlein zu sitzen. Dem Auge offen liegt das üppige, sanft zur Rheinebene abdachende Rebland. Darin die weite Ebene selbst mit dem Strome, der sein silbernes Band um das Badnerland schlingt. Jenwärts die dunkeln Höhen der Vogesen, drohend fast wie die Herzen, die darinnen und dahinter hassend schlagen.

Uns im Rücken der heimatsüße Schwarzwald, unser grantiger Stolz, unser herrliches Rückgrat. Der Blauen steht da, als läusche er mit vornübergeneigtem Haupte den Freudenklängen im Muggener Grunde. Herbst ist es ja und das Markgräfler Traubenblut singt seinen Reifefang in Millionen Trauben, springt und spritzt empor und preist die Heimat in lauchendem Freudenrausch.

Die Markgräfler Maidl, hohen, wuchtigen Leibes, sinnenden Auges, stillen, tiefen Herzens, zeigen sich in dieser Herbstzeit so wonniglich den Blicken aller Welt. Unter den mächtigen Flügeln der heimatischen Haube bliken die sonst so stillen Augen, die Herzen pochen in der Luft des Herbstes! Die sonst so schwerblütigen Oberländerinnen lassen sich treiben von dem Freudenrausch, den der junge Wein ins Land gezaubert hat.

Reicht uns den perlenden Wein nicht in dem nüchternen Raum der Herberge! Bringt ihn heraus, ihr Maidl, unter den freien Himmel, wo uns der weite Blick ins Land die Freude mächtig weicht! Den ersten Schluck neuen Muggeners trinken wir dem herrlichen Stück Heimat Erde, das im Herbstdunst lockend zu unsern Füßen liegt! Mag Deutlichum auch stöhnend am Boden liegen — in diesem Stück Land liegt Kraft, Selbstbewußtsein, ewiges Leben! — Heimat ist es, süße badische Heimat!

Paul A. Schmidt / Zwei Gedichte.

Reifer Herbst.

Die süßen Früchte sind's, die langsam reifen
Gefättigt von der Sommer Sonne Glut!
Du aber hab zur Trunkenheit den Mut
Und lerne frühe deinen Herbst begreifen.

Das Große muß in deiner Seele reifen
Und glühend werden wie der Traube Blut,
Du mußt die Bitterkeit, die in dir ruht
Als welches Laub von deiner Seele streifen.

Du sprichst: Die Erde ist voll Bitterkeit,
Wie soll mein Blut zur süßen Traube werden,
Wo ist die Sonne dieser dunklen Zeit!

O gehe in den Herbst, der Herbst ist weit!
Du bist zum Reifen nur auf dieser Erden,
Und reif nur, gehst du in die Ewigkeit.

Kinder im Herbst.

Das ist wie Frühling, wenn die Kinder spielen
Die letzten grünen Kränze in den Händen.
Wir aber wissen: Alles wird sich wenden,
Nun kommt der Herbst und wird die Stirnen
fühlen.

Die Kinder lachen noch und singend fühlen
Sie nicht den Tod in ihren kleinen Händen,
In ihren Augen leuchtet's wie Legenden
Wenn sie mit halbvergilbten Blättern spielen.

Die Blätter sind so bunt wie Frühlingszweigel
Die Kinder gehn und schwingen sie im Kreise
Und ihr Gesang klingt weich und frühlingsleisel
So geht das Leben dennoch nicht zur Neige!
O Kinderherz, so ewig jung und weise
Berühr' auch mich, recht innig, zart und leise.

Adolf von Grolman / Phantastische und dämonische Erzählungen von A. M. Frey.

Es darf nicht wunder nehmen, daß die Ereignisse des letzten Jahrzehntes, die eine langsame aber unaufhaltsame Vorkerung aller gesügten Formen und Bindungen herbeiführten, auch in der schöpferischen Literatur Erscheinungen ermöglichten, an die man sich erst allmählich gewöhnen muß. Man versteht es sehr wohl, daß die Häufung der sinnlichen Eindrücke und seelischen Erlebnisse die Erlebnisfähigkeit eines jeden steigern; aber nicht nur das: Freud und Leid wurden eindringlicher, elementarer, natürlicher (wenn man es so nennen darf). Gleichzeitig mit diesen Wandlungen wirkte die zunehmende Unbedingtheit des äußeren Lebens auf die Phantasie und auf das religiöse Gefühlleben. Je relativer die Erscheinungen des Alltags, je unwichtiger die Meinungen eines jeden darüber werden, desto fühlbarer wird es, daß das Göttliche im inneren, im verborgenen Mensch des Herzens das Große und wirklich Lebendige ist. Allein schon diese Tatsache macht vieles verständlicher, wobei jedoch immer zu bedenken ist, daß solche Entwicklungen bei einem jeden andere Formen und ein anderes Tempo annehmen, ja überhaupt nur allmählich sich vollziehen und nur langsam gedeihlich werden, oft wider Willen jenes Einzelnen, wie ein Dichter es einmal ausgesprochen hat, „auch wenn wir nicht wollen — Gott reißt.“ Beim künstlerisch begnadeten Menschen, beim Dichter sind alle diese Entwicklungen viel eindringlicher und auch in ihren Wirkungen plötzlicher sichtbar. Deutlicher als bei anderen ist ihm aber auch vor allem die Scheu, die Ehrfurcht vor dem, was da wächst und heranreißt. Da des Dichters Dasein mehr oder weniger zwischen Extremen sich bewegt, versteht es sich, daß diese Scheu, dieses Staunen sich wandeln, gleichsam einseitig werden kann, daß also das Furchterliche, das Unheimliche und Gräßliche, Schauer und eine metaphysische Angst ausschlaggebend werden; ihr künstlerischer Ausdruck bewegt sich dann nicht mehr im phantasievollen, sondern im phantastischen, nicht mehr in Freud und Leid, sondern in einem wehmütig-surrilen Humor, nicht mehr in der Karrikatur, sondern in der Groteske, und die Gespenster, die Dämonen, das Furchterliche und Dumpfe, das Grauen und die Angst führen ihre Tänze auf — auch eine Tappe auf einem der vielgestalteten und geheimnisvollen Wege der Seele zu Gott hin. Die literarischen Werke eines so geführten Dichters haben keinen allzu großen Leserkreis. Sehr vielen sind sie von vornherein ein Vergerniß, vor allem den hirschedernen Leuten, die mit halb verstandenen Vorstellungen einer verschollenen Aesthetik gewalttätig und fordernd vor die Werke Anderer hintreten, mit dem ausgesprochenen Bedürfnis, sie über einen Kamm zu scheren. Man wird von ihnen absehen. Etwas anderes ist es mit denen, deren Seele jenen oben genannten fremden, etwas unbehaglichen Elementen seelisch irgendwie fern steht, die solche Erscheinungen der Literatur etwa als geschmacklos, frivol und dergleichen für ihre Person ablehnen. Daß Sensationshunger und Rüsternheit mancher Art gerade solchen literarischen Erscheinungen gierig nachforscht, ist unvermeidlich und eigentlich auch ganz gleichgültig. Freilich wird unter Umständen der Künstler diese Art von Publikum besonders peinlich, weil ihm wesenfremd, empfinden; aber gerade solche Leute bieten ihm umgekehrt auch wieder Anlaß, unbeirrt auf seinem einsamen Wege weiter zu schreiten.

Die Werke von A. M. Frey*), eines in Mannheim geborenen badischen Landmanns, geben reichlich Stoff und Anlaß, sich mit grotesker, gruseliger und unheimlicher Literatur ein wenig näher zu befassen, umso mehr, als sich schon in der ersten Veröffentlichung, in der das Groteske noch stark zurücktritt, etwas anderes deutlich zeigt: die Freude des Dichters am Symbolwert aller, auch der anscheinend unbedeutenden Dinge und Ereignisse. Freilich kann man diese Art, das Metaphysische in Bilder zu bringen, als einen Umweg bezeichnen, den nicht jeder begehen wird. Demgegenüber aber steht eine tiefe, fast gläubig zu nennende Naturversunkenheit, ja Naturinnigkeit eben dieser Bilder, also ein Faktor dichterischen Ausdruckes, der grundlegend wichtig ist. Denn mit ihm zieht etwas in die Erzählungen ein, das das Gruselige und Schaurige in ihnen mit eigenümlicher Weiße umhüllt, nämlich das Wissen um das Leid in der Natur, um das Sehnen aller Kreatur nach Erlösung (Römer 8). Gerade die Erzählung: Begegnung (in „Dunkle Gänge“) ist hierin besonders eindringlich, desgleichen der Schluß von: Weltuntergang.

*) Dunkle Gänge, 12 Geschichten aus Nacht und Schatten 1918; Solnemann der Unsichtbare, Roman 1914; Kasan und die Dirnen, Roman 1918; Spuk des Alltags, 11 Geschichten aus Traum und Trübel 1920, — sämtliche im Deschinger-Verlag-München erschienen; — Der Mörder ohne die Tat u. a. Erzählungen, 1918 bei G. Müller-München. — Das Best Nr. 20 von 1921 (1.80 M.) der Weltliteratur enthält eine Auswahl mit biographischer Notiz.

Der technische Apparat für solche Dichtungen ist außerordentlich mannigfaltig, vom Grauen an Hochsommernachmittagen an bis zu stürmischen Nächten. Versteht sich, daß alles, was mit Versteck, Maske, Verstellen zu tun hat, nicht fehlt. Wiederholt ist Frey den lockenden Problemen der Tätigkeit des Schauspielers nachgegangen, die — leicht den Doppelgänger-motiven sich nähernd — in verschiedener Weise ausfluchten können.

Der erste der zwei größeren Romane: Solnemann der Unsichtbare ist überwiegend satirisch, das Unheimliche tritt stark zurück. Der Milliarden Samuel Spelman aus Thomas Manns königliche Hoheit mag in einigem anregend gewesen sein. Nur daß auch hier Frey bei aller scheinbaren äußeren Satire zugleich dem Metaphysischen sich zuwendet. Denn Gegenstand des Romans ist vorwiegend die Frage, wie und mit welcher unsäglich armeligen und kleinlichen Mitteln sich die Umwelt herandrängt an denjenigen, der gern seine eigenen Wege ungestört gehen möchte. So amüsanter sich die Geschichte mit ihren zahlreichen, recht bissigen Glossen auf die lieben Zeitgenossen auch liest: ihr eigentliches Thema liegt im Leid darüber, wie beschämend halt- und taktlos die Allgemeinheit einer jeden Individualität gegenüber steht, wie sie sich eindringt und heranrückt und mit platten Phantastereien das Einzelne zu stören versucht. Der Roman ist überaus geistreich geschrieben und dies mit einer ganz überraschend geschickten Handhabung von verhältnismäßig einfachen technischen Mitteln. Das gleiche gilt auch von dem anderen Roman: Kasan und die Dirnen, der — von starkem menschlichen Gefühl getragen — Leid und Freud von Kriegsverletzten einen dichterischen Ausdruck zu geben versucht und in dem zahlreiche mißliche Begleiterscheinungen der sogenannten freiwilligen Liebesbeteiligung während des Krieges einer eben so ernstlichen wie zurückhaltenden Kritik unterzogen werden. Psychologisch ist hier der Höhepunkt des Freyschen Schaffens, künstlerisch wohl kaum. Denn wenn auch die Einfachheit der Mittel ehrlich bewundert werden muß, mit denen der Verfasser arbeitet, so ist doch mancher Sonderfall zu stark der Verallgemeinerung ausgesetzt, und es ist die Frage, ob die zwar beklagenswerten aber immerhin erheueren Vorgänge in diesem Roman noch im Verhältnis stehen zu der Liebe und dem Eifer, den der Gestaltungswille des Künstlers an sie verwendet hat.

Das eigentliche Arbeitsgebiet Freys ist ganz offensichtlich die kurze Erzählung, die spannende Geschichte. Hier zeigen sich die künstlerischen Fähigkeiten am eindringlichsten. Im Handumdrehen sind Situationen geschaffen, die — alle dem Alltag scheinbar ganz nahe stehend — sich unheimlich rasch aus der behaglichen Alltagsphäre entfernen, um den Leser ins Grausige, Düstere, Unheimliche mitzunehmen. Des öfteren ist das Wüten der führerlosen Maschine Motiv geworden. Begreiflicher Weise: denn es ist die Angst vor dem Unnennbaren, eine Art von heiliger Scheu und hilflosem Getriebensein, von panischem Schreck, die grinsende Maske der gemeinen Alltagskomödie, das Weiterlaufen des feines eigentlichen Sinnes beraubten (sei es nun Maschine, Mensch oder Tier) — es ist all dieses Motiv für den Dichter des Grausigen. Aber dazwischen tauchen immer wieder die Naturbilder auf. Künstlerdasein aller Art zeigt sich, zwischen Extremen balancierend, und alles dies gerät durch sehr besonnen verwendete Kunstgriffe in ein kaleidoskopartiges Durcheinandergleiten, das seinerseits wieder unheimlich genug wirken kann. Frey ist ein ganz raffinierter Stilist. Zahlreiche Geschichten sind in Monologform geschrieben; dadurch kann fast wie beim Vortrag eines Musikstückes das Tempo gewechselt werden, die Uebergänge werden nach Zahl und Wirkung gesteigert, und der Leser schwingt durchaus im vorgeschriebenen Tempo mit nach dem Willen des Dichters. Besonders in der letzten Veröffentlichung: „Spuk des Alltags“ sind gerade diese Dinge virtuos verwendet. Aus einem Nichts sozusagen erwachsen die Anregungen für eine maßlos gesteigerte Phantasie. Gelegentlich sind Stoffe aus der jüngsten Kriminalgeschichte verwendet und psychologisch vertieft. Denn das muß ganz besonders betont werden: die Freyschen Erzählungen sind nicht, wie oberflächliche Beobachter meinen könnten, Schauererzählungen um des Schauers, um des Skandals, um des Mitzels halber — denen dann mit Recht entgegengetreten gehört; sondern sie sind Produkte eines ebenso bewußten wie zuchtvollen und disziplinierten künstlerischen Gestaltungswillens, und ermangeln völlig jener heutzutage nur allzu oft zu beobachtenden, gemeinen Schlampererei des Geistes, die jedem Einfall — und wenn er auch noch so schlecht und schmierig ist, nachgibt, in der stillen Hoffnung, daß irgend etwas indistribs zu Verwerfendes schon dabei herauspringen werde. Deshalb ist es nötig, so eindringlich sich gerade mit diesen Wer-

ten einer — in dieser Art seltenen — künstlerischen Individualität zu befragen. Wohl sind die Geschichten kraus und kraß, wohl ist die Steigerung des Leids oft unerträglich, wohl kann die skurrile Art von Inhalt und Darstellung verblüffen und den einen oder anderen ärgern: das ist aber alles nicht das Entscheidende. Sondern dieses liegt darin, daß der Stoff vom Künstler hier überaus intim und leidvoll durchgeistigt ist, daß der Schriftsteller äußerlich völlig zurücktritt hinter die Frage: was ist so unheimlich? Dieses fast entpersönlichte, abstrakte Arbeiten Freys vereinigt sich nun oft mit einem tiefen

Naturgefühl, es wird Symbol; keine Scheu vor dem Schmerzlichen im Grotesken zu haben ist nicht etwa Fahrlässigkeit oder Trägheit des selbstkritischen Ich, sondern ist eine sehr wohl verständliche Station auf dem Leidensweg einer dichterischen Persönlichkeit zu sich selbst hin. Allerdings liegt die Gefahr nahe, das Unberufene in einem törichten Wörtlichnehmen der Bilder und Gleichnisse sich auf kritische Holzwege begeben; ihnen ist kaum zu helfen, vielleicht aber doch durch den Hinweis darauf, daß es eben vielerlei Wege gibt, auf denen Gott einen einsam machen kann, und daß Gottes Brunnlein vielerlei Wasser geben.

A. M. Frey / Begegnung.

Vom Hause her, den kurzen Hang hinab zum Ufer, schritt ein Mann. Er trug ein paar Rissen unter den Armen und suchte die Stelle, wo das Flachboot neben glattgeschliffenen Kieseln im Wasser lag. Es lag unter flimmernden Septembersternen und rührte sich verschlafen, als der Mann sehr vorsichtig hineinstieg. Er legte die großen Rissen auf den Boden, stieß behutsam vom Lande und begann, da die Bank fehlte, kniend zu rudern.

Er fuhr langsam durch unbewegte Nacht in den See hinaus, hörte das bange Kreischen des einen Ruders und das verlorene Fallen von Wassertropfen, wenn er innehielt. Er glitt über schwarze Flächen, die starr blieben und geheimnisvoll. Sie verschluckten die Ruder lautlos und gaben sie lautlos wieder von sich. Sie taten gleichgültig und so, als seien auch sie keiner Teilnahme wert. Aber sie verbargen mancherlei Formen — wundersame — und Farben unter sich. Sie bedeckten eifersüchtig eine Welt über die nur in einem Boot hinzutreiben erlaubt war.

Der Mann blickte über die schwarzen Flächen und sagte halbblau: „Ich will sie euch entreißen, die Welt dort unten.“ Es schlug zwei Uhr von ferner Dorfkirche, als er die Ruder einzog und sich lang hinlegte. „Die Wunder der Tiefe,“ murmelte er lächelnd und gedachte der Kinderzeit, aus der diese neugierig machenden Worte bis in sein heutiges Leben hineinflangen. Er bettete sich so auf die Rissen, daß sein Gesicht über eine gläserne Scheibe im Boden zu liegen kam. Dann ließ er den langen Draht der Glühlampe, die schon unter dem Schiffe hing, zu einem Viertel hinunter, durch eine Röhre neben sich, und stellte den Strom ein. Die starke Lampe strahlte hell, und gleich schossen ein paar Fische heran und stießen mit den Mäulern schnappend gegen das Licht. Immer mehr kamen herbei, ganze Rudel umwimmelten das furchtbar glühende Rätsel; einige standen steif und wie aus Holz geschnitzt, flohen entsetzt zurück ins Dunkel, um wieder machtlos herbeigerissen zu werden. Kleine, die silbern aufleuchteten, umstirrten schwere Fischkörper, die sich wieder und wieder gegen die Lampe warfen und dabei von gedunkelten Regenbogenfarben überhuscht wurden. Es war ein verschwiegenes Hasten, ein sinnverwirrendes Getümmel von feuchten Farben, ein erbitterter und unerlöschlicher Aufwand an Bewegung.

Mit leisem Lachen ließ der Mann die Lampe tiefer sinken. Was er sich da zurechtgezimmert hatte, tat guten Dienst. Nun jagten alle Fische davon, und das Licht schwebte, kleiner und ängstlich geworden, einsam über den Kronen verfunkenen Wälder. Tiefer mit der Lampe! Sie schwebte durch den Tang, der leicht und anmutig zur Seite wich. Der Mann richtete sich auf, tat ein paar Ruderschläge und beugte sich wieder über die Glascheibe. Nun segte das Licht dort unten durch Wälder, die sich im Sturme bogen, die aus unergründlicher Finsternis heraufwuchsen, die grell bestrahlt in einem gleichenden Grün aufstammten und wieder in Nacht zurücklanken. Manchmal stäubten kleine Fische wie silberne Funken durch das Geäst.

Es wurde flacher, man sah den Grund. Male wanden sich, als seien sie von rätselhaften Schmerzen befallen, durch braunes Gras. Ein paar Blasen entquollen dem Boden und stiegen als wirbelnde Quecksilbertugeln in die Höhe. Sie prallten gegen die Glascheibe, zerbarsten in einem weißen Regen und huschten zur Seite.

Lang schaute der Mann durch den Boden seines Schiffes in diese lautlose Welt. Manchmal trieb er über eine Stelle voll endloser Finsternis, als reiße der Seegrund seine Kiefer auseinander. Er glaubte in diese stumm wütende Leere hineingeflogen zu werden und fuhr mit den Augen zurück. Aber schon glitt die Lampe wieder durch freundlich schwankende Farren und über beruhigendes Gras.

Begegnung.

Was duckte sich dort? Ein unbekanntes Riesentier mit zwei Köpfen, einem Klogauge in der linken Stirn und Fühlhörnern, so dick wie Peitschenstiele . . . Als aber die Lampe an einem dieser Fühlhörner hängen blieb, erkannte er einen großen Baumstamm, einen, der gebürtig war aus den Wäldern der Wälder und sich in die Wälder der Fische verirrt hatte. Gefällt es dir dort unten, Alter? Du bist nicht ganz am rechten Ort. Zu viel Feuchtigkeit, dabei gedeiht man nicht, du siehst mürrisch und verquollen aus. Warum liegst du so stumm, so, als seist du tot? Ist es dir überhaupt angemessen, zu liegen? Richte dich auf! Wiege deine Krone im Morgenwind, er wird bald heraufkommen. — Wen beherbergst du denn dort in der Höhlung deines Bauches? Etwas weißlich Schimmerndes, mit schwarzen Flecken. Ist das nicht die kleine, schwarz-weiße Terrierhündin Bucky? Meines toten Freundes getreue Schicksalsgenossin? — Sie kommt hervor, sie dreht sich behende durch das Wasser, mit dem walzenförmigen Körper eines Seehundes. Immer schon hatte sie, die allzugut genährte, etwas von einem feisten Seehund. Nun lebt sie hier unten bei den Fischen. Schau, noch hat sie nicht all ihre Künste verlernt, sie tanzt auf den Hinterfüßen, und ihre entblößten Zähne besagen, daß sie dazu singt. Wie oft hat sie's früher so gemacht, wie oft! —

Der Mann im Boot richtet sich plötzlich auf, fährt mit beiden Händen schnell über die Augen und holt ruckweise den Draht der Lampe ein. Dann rudert er in langen Zügen, wohin die Spitze des Rahmes gerade weist. Nach geraumer Weile gibt er's auf und legt sich wieder ins Boot, das Gesicht den wandernden Sternen zugedreht.

Er atmet so, als müsse er sich befreien von diesen Bildern der nächtlichen Tiefen. Er hatte sich allzu sehr gefangennehmen lassen von ihrem gefährlichen Reiz, sah Dinge, die doch nicht sein konnten, Dinge, die sein Hirn aus dem wechselnden Spiel der fraglichen Schatten dort unten gear. Die kleine Hündin! Wie kam er darauf, einen Stein, eine bestrahlte Fläche, einen Widerschein seiner Lampe für sie zu nehmen und dieses etwas gar tanzen zu lassen! Verblendung! Mochte die Hündin auch am Grunde liegen, gerade so wie sein Freund Hans: sie und er waren nur noch als Gerippe vorhanden, und durch die abgenagten Knochen schlüpfen die Male . . . Wir stehen im ersten Drittel des September. Wie lange ist es her? Ein Jahr — ein wenig darüber. Samstag den 6. September, da geschah's. Da segte der Großbaum, als er plötzlich nach Backbord schlug, den langen Hans über Deck, und die dumme treue Bucky sprang ihm heulend nach. Sonderbar, daß die beiden Leichen sich nicht hatten heraufholen lassen. Gleich nach dem Sturm war er ausgezogen mit den Fischern, mit Stangen, Seilen und Haken. Umsonst. Die Un-auffindbaren waren wohl von einem jener schwarzen Löcher eingefogen worden für alle Zeit. — Samstag, 6. September. Das Datum ist in sein Hirn gehämmert, das dreifache S dieser drei Worte fährt ihm oft durch die Zähne, ohne daß er es will. Und Gedanken an jenen Sturmtagen fahren ihm oft durch den Kopf, auch ohne daß er es will. Unsinn . . .

Er hängt mit den Augen an dunkelblauer Wölbung. Sie beginnt zu erblühen. Die wandernden Sterne bekommen einen milchigen Glanz und sehen aus wie Ertrunkene, die sich im Wasser entfärbt haben. Ein spürender Wind überzieht die aufgehellte Seefläche, die bleiern zu werden beginnt, mit runzligen Häuten. Der Morgen kommt.

Des Mannes Blicke suchen den heimatischen Strand. Er greift zu den Rudern. Die Bewegung erlöst ihn. Er arbeitet, auf dem Boden kauend, in regelmäßigen Stößen und wendet nur manchmal den Kopf, um Richtung zu halten und Entfernung zu schätzen.

Als die Bootspitze sacht an Ufertiesel rührt, brennen die Schneeberge jenseits im ersten Licht. Der Mann sendet ihnen einen Blick, der alles Nächtliche hinter sich läßt und den Morgen aufatmend grüßt.

Er legt das Boot fest und wandert empor zum einsamen Haus. Er will schlafen, während draußen die Sonne steigt.

In der kommenden Nacht fuhr er zeitiger hinaus. Als er vom Lande stieß, winkte ihm da und dort ein verlorener Schein aus den Fensterlöchern der Bauernhäuser, so früh war es noch. Er hatte bis in den späten Nachmittag geruht und dann den alten Diener beauftragt, ein Frühstück — oder Abendessen auf der Gartenterrasse herzurichten. Während des Essens war er nachdenklich geworden. Diese lächerliche Erscheinung der dünnen Hündin im Baumstamm! Es wird die vergnügliche Aufgabe der heutigen Nacht sein, die fragliche Seefeste wiederzufinden, das Unhaltbare des gestern Erschauten aufzuweisen und eine nüchterne Erklärung belustigt mit heimzunehmen. Er glaubte, die Stelle ohne große Mühe wieder gewinnen zu können. Sie lag unfern des jenseitigen Ufers, dort, wo sich das Schilf wie ein spitzer Keil ins offene Wasser schob. Diese Richtung nahm er mit gemächlicher Kraft und in einer Beschaulichkeit, die noch den längsten Teil der Finsternis vor sich wußte. Denn Finsternis mußte sein zu dieser heimlichen, lustig-schaurigen Komödie. Sie hatte nächtlich und lautlos begonnen, so sollte sie auch lautlos und nächtlich weiter und zu Ende gespielt werden. Das gehörte dazu.

Es war kühl heute nacht, und die unbewegte Luft roch feucht. Wollten sich herbstliche Nebel bilden? Gut, daß er die schottische Decke mit hatte — sie stammte aus Hansens Nachlaß. Er schlang sie fest um die fröstelnden Knie.

War hier nicht schon die Stelle? Nein, noch nicht. Man konnte sich doch leichter irren, als er gedacht. Wolkige Massen bedrohten den Sternhimmel und veränderten, schwerfällig heranwachsend, die ferne Landschaft dort oben und hier unten Ufer und See.

Aber nun war er wohl hineingeglitten in den Umkreis des abzufuchenden Feldes. In den Zauberkreis, dachte er: und mußte lachen. Er holte die Ruder ein. Wie er die Lampe hinunterließ, ward ihm klar, daß noch eine mühselige Arbeit nötig sein werde.

Die Glut der Lampe lief durch Wälder und über dunkle Matten. Gleitende Fische, wallendes Grün, ein ganz gedämpftes Leben — es war genau wie gestern.

Der Mann führte, am Boden liegendbleibend, lässig nur eines der Ruder, dann wieder nur das andere, und wechselte dergestalt, damit sein Boot in kleinen und langsamen Kreisen trieb. So glaubte er, über kurz oder lang auf das stoßen zu müssen, wonach er fahndete.

Die „Wunder der Tiefe“ . . . die ungeheuren Schatten, in die das Licht hineinglitt, die es vertrieb für den Augenblick seines Durchzuges, die hinter ihm geschlossen und schweigend wieder hereinbrachen. Das kaum merkliche Atmen der Wasser, ihre lautlose Gewalt, das unansehbare Reich der Abgründe, ihre schlummernde Gier oder wache Reglosigkeit — schön — stumm: und im überfinsterten Antlitz etwas wie höhnische Warnung . . .

Wo bleibt der alte Baumstamm? Treiben wir noch im Kreise? Mir scheint, wir stehen über einem jener unergründlichen Löcher! Warum rücken wir nicht von der Stelle? Zeigt sich noch immer kein Grund? So weit der Draht reicht, hinab mit der Lampe! Ihr armseliges Licht bestrahlt nichts Festes, nur endlose Nacht. Aber was taucht herauf gegen die bange Glut? Ein blonder Scheitel, ein Menschenkopf. Er legt die Stirn zurück. Es ist Hans, ich hab' es mir gleich gedacht. Er legte die Stirn so sehr zurück, daß sein Reiskopf wie eine kleine Kugel vorpringt.

Hallo, Hans, was treibst du in dieser verfluchten Wasserhöhle?

Der zieht den gedunsenen Kopf zwischen die Schultern, grinst und macht die fahlen Augen klein, wie er es früher oft getan hat:

Es geht mir gut, alter Freund. Man gewöhnt sich an das viele Wasser. Du hast es gut mit mir gemeint.

Ich hab' es gut mit dir gemeint? Das bedeutet . . . ?

— Daß ich's doch dir zu danken habe, wenn ich hier unten wohne.

Mir?

Weil du den Großbaum so geschickt nach Backbord schlagen liehest, als du mich mit der leeren Schnapsflasche, die dir gehörte, auf dem Hinterdeck stehen sahst. Wahrhaftig, es war ein schlechter Scherz von mir, dir an jenem naßkalten Sturmtag das letzte Restchen Feuerwasser wegzustehlen. Dennoch war ich nicht so ganz gefaßt auf deine — Gegenmaßregel.

Was fällt dir ein, Hans! Du glaubst, ich hätte mit Absicht —

Ruhig. Streng dich nicht an, alter Freund. Verdirb mir dein Bild nicht. Zweierlei hat mir stets an dir gefallen: deine Träumerei und dein rascher Zorn. Dein Ganz-lau- und dein Ganz-glühend-sein-können. Um dieser beiden Dinge willen bin ich hier. Oder behagen dir andere, faßlichere Gründe mehr? So wollen wir wieder sagen: ein Schluck Schnaps hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Einverstanden? —

Was bist du denn?

Eines von den „Wundern der Tiefe“. Ein Ertrunkener, sagt ihr dort oben. Aber die wahrhaft Ertrunkenen, die hängen kläglich an der Oberfläche und werden an Land gespült.

Du lebst also. — Was treibst du?

Was treibt ihr? Narrheiten. Die unseren hier unten sind nicht größer, nicht kleiner als die euren.

Seid ihr zahlreich — dort unten?

Es geht an. Die alte Gräfin Bittersburg, die nächtlicherweise besoffen über den Steg herunterfiel — und niemand von euch wußte, wo sie geblieben war — die führt mir die Wirtschaft. Nun, es läßt sich auskommen mit ihr, das kühle Wasser macht duldsam. Mein Freund, der Fischer-Anton, den ich fast täglich besuchen ging, ist leider gestorben. Ihr habt ihn vor bald drei Wochen am östlichen Ufer gefunden. Denn wer da stirbt, muß wieder hinauf zu euch. Endlich hat der See den Toten herausgegeben, sagt ihr dann. Aber der Tote war gar nicht wirklich tot. — Seit kurzem haben wir auch ein blutjunges Liebespaar, doch sind die beiden so sehr mit sich beschäftigt, daß sie mit anderen keinen Verkehr pflegen. Es ist insollgedessen zurzeit ein wenig langweilig.

Hans, wenn du dich langweilst, komm herauf!

— Aber der gedunsene Kopf neben der kleinen Glühlampe verneint. Nicht hinauf — hinab! sagen die milchweißen Augen.

Hans, ich bitte dich, komm herauf. Wir müssen — wir müssen noch über den Unfall reden, der dir den Tod gab . . . nein, nicht den Tod, sondern dies seltsame Leben, da du es so nennen willst. Also komm herauf!

Der verwässerte bleiche Scheitel umdunkelt sich, abwärts rutschend.

Hans, ich bitte dich, bleib! Hier sind Ruder, hier ist ein Seil! Pack' an, halte dich fest, halte dich am Drahte der Lampe! Ich ziehe dich an Bord! Greif zu, ich stehe dich an!

Der Scheitel ist unerbittlich in die Nacht zurückgeglitten.

Da hebt der Mann im Boot die Arme zu den Wolken und preßt die Stirne wieder gegen die Scheibe am Boden — aber nichts ist zu sehen als der ärmlich glimmende Brand seiner Lampe.

Hans! Hans!!

Er klopft mit den Fingern, er schlägt und hämmert gegen die Glaswand, er nimmt ein Ruder und stößt dagegen. Die Wand zerbricht, und mit leise wallendem Laut quillt Wasser hoch. Er will sich befreien aus Decken und Rissen, sich aufrichten, er will rufen — aber die Flut erobert sich stumm-geschäftig Nase und Mund und macht ihn ganz verschwiegen und regungslos.